



# Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 242.

Montag, 17. Oktober

1927.

(6. Fortsetzung.)

## Schattenpuppen.

(Nachdruck verboten.)

Ein Roman aus Java von Wills Seidel.

Nora trägt heute ein pfauenblaues Kleid und schwarze Wildlederschuhe mit Goldschnallen. Unter ihrem goldbraunen Pagenhaar pendeln gelbe Diamanten an Platinchnürchen; sie glimmen bei steter Bewegung des Halses in wechselnden Fünkchen. Ihre Haut ist hell wie Reis und matt wie Meeresschaum. Gewölbte Schultern lassen Grübchen entstehen und vergehen, über deren Betrachtung man melancholisch werden könnte. Ihr Körper, von der blauen Seide eng umspannen, scheint unaufhörlich bewegt; kaum zu bändigen; jeder Schritt verrät Schule. — Kehmerdill steht, wie sie noch zweimal vor Spiegeln haltmacht und den Hüften hinter ihr zwingt, ebenfalls stehenzubleiben. Dieser trägt ein weißes in die Taille geschnittenes englisches Dinnerjäckchen, was seinen athletischen Brustkorb betont, und ihm etwas von einem gelegentlichen Militär gibt. Er hält den Blick auf die farbige Niederschlagslichter gerichtet, wie er seine Frau nennt; schräg von oben herab blickt er in ihren Nacken, in das weiche Tal des tiefentblöhten Rückens, wie ein Bär etwa, der aus dem Zwinger in etwas Blendendes blinzelt.

Kehmerdill betrachtet sich die Ankunft der beiden. Heute wirft er kein Deckelchen auf den Boden und befeuert das Zittern seiner Hände. Es ist doppelt geboten, sich zu beherrschen; neben ihm, im weiten Umkreis der Estrade, vor und hinter den Spiegelbelegten Säulen, haben sich nun die Tische mit blankläugigen und auf Stadtklatsch erpichten Leute gefüllt. Ein stetig anschwellendes Stimmengemurmel regt sich in der großen hölzernen Halle. Alle Birnen flammen auf am weißlackierten Deckengebälk. Die Ventilatoren drehen sich droben wie gespenstische Riesenmotten und quirlen die stagnierende Luft. Um die ganze Halle herum hängt die Nacht ihren schweren schwarzen Vorhang. Dieser wird von den Lichtern der Autolampen auf dem Molenvliet durchquert wie von schwirrenden Leuchtstäben. Die Kapelle beginnt, und dies ganze Panorama von reflektiertem Weiß und von Farbspritzern schreidender Toiletten dreht sich langsam nach rechts — hol's der Teufel, schon wieder das Karussell!

Er klammert sich mit den Händen an die Tischplatte; der Druck macht die Finger weiß. Er sieht Nora und nichts als Nora — den leicht geschürzten Mund, die kapriziöse kleine Nase, das zurückgeschüttelte Haar, die fein sich abzeichnenden, elastischen, kleinen Brüste, die schwingenden, nackten Arme . . . Nun lächelt sie etwas konventionell; auch der Bär mit Taille verliert das Hornige im Blick und schmunzelt auf ihn herab. Er reißt sich zusammen und erhebt sich.

„Guten Abend, lieber Doktor“, sagt sie, „das ist ja ein reizender Tisch, den Sie da reserviert haben . . .“ — Sie sieht sich, mit halbgeöffnetem Mund, stehend um. Der Schildpattfächer schlägt mit leichtem Klappen an ihre knappe Hüfte.

„Gute Aussicht“, bestätigt Erdrbrinks Baß. Beide lassen sich nieder. Der Doktor sitzt zwischen ihnen am Kopf des Tisches. Beim Platznehmen streichelt ihr kleiner Fuß den seinen; leise klirrt das Glas an seinen Zähnen. „Was ist das nun . . .“ denkt er trotzdem

ganz logisch und amüsiert über sich selbst — „bin ich tatsächlich beherzt?“ — Allerhand Vorstellungsfeyen seiner Knabenzeit tanzen durch sein Hirn. Ein Gefühl unendlicher Geborgenheit geht von dem Geschöpf neben ihm aus. „Aha — das ist Europa; es scheint doch, daß ich kein abgebrühter „Blizer“ werde. Dies Pändchen Java hat mir falsch gesungen. Ja, das ist's; Europa gibt sich Mühe, mich zurückzuholen. Ein auserlesener Röder.“

Die Erdrbrinks trinken sich soeben zu und leeren im Afford ihren Cocktail bis auf die Ritzsche. Nora feiert das Gelingen ihres tapferen Schluders mit einem kleinen Triumphschrei.

„Runter mit dem ersten Glas, heißt es bei mir“, scherzt Erdrbrink. „Tempo im Anfang, und die Bremse am Schluß. Das ist viel praktischer als umgekehrt. Außerdem braucht man nicht so lang auf Stimmung zu warten.“

„Paul kommt schwer in Stimmung“, erklärt Nora. „Besonders wenn ich dabei bin . . .“

„Trotzdem du dabei bist“, gibt der große Mann zurück. „Das Geschäftliche läuft nicht so geschmiert, Herr Doktor, und meine Frau verträgt Hitze besser als ich.“ Er wischt sich mit einem gewaltigen Taschentuch übers Gesicht.

„Nun, ich hoffe“, meint der Doktor, ganz Gastgeber, „Sie werden sich amüsieren. Mein Freund Heyermans ist auch geladen, der kann Ihnen gute Tips geben. Bringen Sie das Gespräch auf die „Porte ouverte“, er vertritt diese Positiv mit großem Eifer. Er ist für jeden Kapitaleinschuß hier zu haben. Nur javanisch paßt ihm nicht. Er erlaubt Ihnen, ganz Borneo zu kaufen, vorausgesetzt, daß Sie keine Fidelehauben dort anpflanzen. Besonders keine Herzoglich-Mecklenburgischen . . .“ Erdrbrink lacht prustend und schlägt ihm auf die Schulter.

„Nun, nun, ich bin bescheidener“, ruft er. „Ich bin nur ein kleiner Grossist in Tee, sozusagen pädchenweise.“

In diese großzügige Heiterkeit hinein gerät Heyermans, der heute, das muß man ihm lassen, seinen guten Tag hat. Auch er hat ein Taillenjäckchen, und da ihm das Ausladende des Hamburgers fehlt, er vielmehr seine ihm gleichfalls beschiedenen zwei Meter mit jagdhundschlanter Geschmeidigkeit trägt, wirkt er wie ein Ausbund von Eleganz. Man wittert schon von fern den Seifenschaum.

Fast stößt er ein leises Pfeifen der Überraschung aus, als er Nora erblickt. Seine blauen Augen gehen jedoch unbefangen von einem zum anderen; er ist voll kleiner Höflichkeiten. Der Doktor ertappt ihn bei einem Zucken des rechten Augendeckels, das besagen will: „So steht also die Sache, alter Freund. Nicht übel!“

Man beginnt zu tafeln, man scherzt, man trinkt Chablis und dann Sekt. Nora pickt von den indischen Gerichten, die von einer exakt servierenden Kolonne sanfter Djonges gereicht wird, wie ein Vogel, und macht bei jeder neuen Entdeckung drollige Glossen . . .

Die Tische leeren sich und dafür füllt sich das Barlett

mit schreitend tanzenden Menschen. Die weißen, gelegentlich weißlich schwarzen Smokings der Herren beherrschen das Bild; dazwischen mengen sich die grellfarbigen Badfischkleider der Frauen. Blickt man schräg von der Estrade, so hat man den Eindruck, daß die Welt aus Beinen jeden Formates bestehe. Das Auge wird verwirrt von soviel kupfer- und fleischfarbener Strumpfteide; die Mode schreibt kürzesten Rock vor; hier in der Wärme verkuppelt sich ihr noch das Naturbedürfnis, es möglichst luftig zu haben. Deshalb sind auch die Frauen halb entkleidet. Feiste Matronen stellen sieghafte Fleischmassen zur Schau und schreiten einher in den grünen oder gelben Abendkleidern der Sechzehnjährigen. Indoschönheiten jeden Alters schmiegen sich durch die spärlichen Tanzgassen, die sich bilden und schließen. Kornblonde Holländerinnen mühen sich verbißten ab um den Rhythmus, der ihrem Schaukeln die Erden schwere nehmen soll — vergebens. Immerhin kommt alles vom Fleck und wogt gemessen. Beutnam mutet es an, dies festliche Getue; jeder nimmt Rücksicht auf seinen Nächsten; man weiß, ein einziger Grad von Beschleunigung würde den Körper in Schweiß tauchen, die weißen Tücher, die Chiffonwolken in Lappen verwandeln: so fassen sie sich gleichsam mit den Fingerspitzen an, stoßen einander elastisch ab und lassen doch zwischen sich eine Hochspannung entstehen, die nach einer phantastischen Erlösung schmachtet. Diese in ihren Bureaus verstumpften Männer, diese fettbeschwerten Frauen, fühlen sich von Asthma und Sehnsüchten geplagt, jetzt, da die Nacht — nur durch ihr Dunkel — ihnen das Gefühl falscher Kühle erzeugt. Der träge Luftstrom der Ventilatoren umfächelt sie; sie werden wieder Menschen. Dinge fallen ihnen ein — halb vergessene europäische Dinge. . . . Wäre die Musik nicht, die gerade den neuesten Schlager von Rotterdam: „D. Katharina“ — spielt, so wäre man versucht, an ein Aquarium zu denken, in dem grotesk gefärbte Fische pärchenweise durcheinander spielen.

Und in all dem heftiger atmenden Flüstern, dem Knirschen der schweren Stoffe an den massiven, niederländischen Hüften, den wechselnden Parfüms, die aus schwarzen Locken und blonden angelatschten Strähnen steigen, drehen sich Nora und Rehmerdill.

Sie ist kleiner als die meisten Frauen. Sie wird aus wasserblauen, aus dunklen Augen mit verblüffter Frage begrüßt, die man aber nicht zu Ende denkt. Dazu ist es zu warm. Während der Blick sich in leichtem Schwindel verschleiern und man die lang fortgehaltene, mit Puder weggezauberte Feuchte unwiderstehlich hervorbrehen fühlt, sieht man in ein kühles, launisches, kleines Gesicht. Dies blickt durch die massive Menschheit hindurch wie durch Glas. Es ist keines von ihren eigenen Gesichtern — ein importiertes Gesicht ist das; es hat nicht vor, sich hier einzuleben und in irgendeiner Veranda Weltvrebens oder Buitenzorgs wie eine fahle Papierlampe zu schaukeln, bis ein Fieber es rötlich jährt oder ganz verlöschen läßt. So völlig beziehungslos dreht sich das Köpfchen hin und her, als sei ein regiam hübscher Vogel plötzlich unter die Gesellschaft überfütterter Tauben geraten. Sie umtrippeln ihn und gurren. Doch der Vogel stößt nur eine perlende Klangfigur aus, die man nicht im Notenbuch der Tauben findet, und ist auf und davon wie ein blauer Blick.

Nora fühlt, daß sie Aufsehen erregt. Es macht ihr spikbübischen Spaß — oh, dies ist eine Plattform, auf der man sie nicht greifen kann und kein Recht hat, sie zu tyrannisieren. Und merkwürdigerweise empfindet Rehmerdill die Tatsache, daß er in dieses Aufsehen gewaltig mit hineinbezogen wird, und daß das große Klatschmaul der weißen und farbigen Fama sich schon erwartungsvoll die Lippen leckt, lediglich als Erhöhung seines eigenen Lebensgefühls. Es grüßt, den fremden Vogel gleichsam präsentierend vorgeschoben, mit fast aggressivem Gleichmut bekannte Gesichter, die aus dem Strudel tauchen. Raum lächelt er dabei.

Da plötzlich sieht er in Hendriks fahlbraunes, langnasiges Gesicht. . . . Es ist schier dumm vor Feindschaft; die dicken Lippen zittern darin. Während er sich dieses Gesicht innerlich vervielfacht, wird wieder das Tribunal

daraus, das sich unverständlich ziert, leidet, und auf ihn losfährt wie eine Rote aufgekochter Kinder. In flammender Sonne sieht eine Alte mit einem Gesicht aus Seifenstein und freischt. . . . Plötzlich findet sein Blick Noras Augen, und er sinkt darin unter wie in einem Schacht von Geborgenheit.

„Sie sind blaß, Herr Doktor“, spricht sie flug und schnell. „Hören wir auf?“

„Nein, beileibe nicht“, flüstert er heftig zurück. „Ich bin immer blaß. — Das ist Indien.“

„Indien. . .“ echot sie, eine kleine Grübelsalte in der runden porzellanweißen Stirn. — „Sind wir auch in diesem Moment — in Indien?“

Sein Gefühl der Geborgenheit wächst, und damit seine Angst, sich um Gottes willen nicht zuviel in diese launischen kleinen Glossen hineinzudenken. Eine Täuschung wäre unerträglich. (Fortsetzung folgt.)

## Wolkenschiffe.

Durch die klare Aetherbläue hin  
Schwebend mit dem leichten Mittagswind,  
Wolkensegel ihre Kreise ziehn;  
Und das Sonnensilber strömend rinnt  
Blau um ihre feingezackten Ränder.  
Wolkenschiffe mit der Sehnsucht Fracht  
Schweifen fern durch traumbeglänzte Länder.  
Wie Gedanken schwinden, kaum gedacht,  
Und die Sehnsucht flatternd irrt im Raum,  
So entgleitend schwankt der Wolkenszug,  
Aber atemleicht beschwingter Traum  
Hebt sich auf, mitschwebend seinen Flug.  
Silbrig tauchen oder dämmerichwer  
Wolkenteile aus der Himmelsweite,  
Und der stillen Fahrt im Sonnenmeer  
Gibt verträumtes Schauen das Geleite.  
Von den Wolkensegeln überweht,  
Wechselt Glanz und Dämmer in der Runde,  
Und wie lacht durchs Blau ein Schatten geht,  
Flattern Träume durch die Sonnenstunde.

Heinrich Heis.

## Pfadfinder im Biberbau.

Von S. Scoville.

Im Scherl-Verlag erscheint die von Karl Soll besorgte Übersetzung des Buches „Pfadfinder in der Wildnis“ des amerikanischen Schriftstellers S. Scoville, das einem lebhaften Interesse aller Pfadfinder, Wandervögel und Naturfreunde begnügen wird. Zwei Jungen, ein Weißer und ein Halb-indianer, müssen darin den Beweis antreten, daß sie auf Grund ihrer als Pfadfinder erworbenen Kenntnisse in der Lage sind, vier Wochen ohne Kleidung, Nahrung oder sonstige Hilfsmittel ihr Leben mitten im Urwald fristen zu können. Sie lösen diese Aufgabe unter mancherlei Abenteuern, von denen wir nachstehend eines zum Abdruck bringen:

Die Gefährten schritten zum Damm zurück und untersuchten die Wohnbauten der Biber, von denen eine Anzahl vorhanden war. Sie sahen aus wie kleine indianische Zelte. Die meisten von ihnen waren in mehrere Fuß tiefem Wasser erbaut, ragten drei bis vier Fuß über der Oberfläche empor und hatten ungefähr einen Durchmesser von fünf Fuß. Einer jedoch, ein riesengroßer Bau, stand im tiefen Wasser. Er war reichlich zweimal so groß als irgend einer der anderen, war fast ganz aus abgeschälten Ästen von Wollbäumen errichtet und stand auf einem festen Fundament, von Schlamm und Moos bedeckt, so daß die Wand etwa drei Fuß dick war.

„Alter Anführer lebt in diesem Haus“, sagte Joe. „Jeder Biberstamm hat Häuptling. Führt die anderen und sagt ihnen, was zu tun ist. Manchmal zieht er mit ihnen durch den Wald, zehn, zwanzig, dreißig Meilen weit, um andere Kolonien anzulegen, wenn Feuer kommt oder Wasser austrocknet. Sein Haus immer das größte.“

Will hörte mit aröthem Interesse zu.

„Was ist denn darin, und wie kommt er denn da hinein?“

„Zwei Eingänge führen unter Wasser ins Haus. Drinnen ist ein freier Raum mit einem Fußboden aus Stangenholz und trockenes Bett. Oben in der Spike ist Luftloch.“

Will starrte gedankenvoll eine Zeitlang auf das Haus des Biberhäuptlings.

„Hör mal, Joe“, sagte er plötzlich, „wie wäre es, wenn wir einmal tauchten und das Haus auskundschafteten? Der alte Bursche wird uns nicht belästigen, oder meinst du?“

Joe grinste. „Nein“, sagte er zuletzt, „ich glaube nicht, daß er jetzt kommt, und selbst wenn er da ist, wird er sich nicht wehren, höchstens, wenn er zu sehr in die Enge getrieben wird.“

„Lass es uns versuchen“, drängte Will.

„Vielleicht zu dir, um zu tauchen“, wendete Joe ein. „Kann sein, daß Loch nicht weit genug, vielleicht stecken bleiben.“

„Ach, wo denkst du hin?“ spottete Will. „Nur keine Angst! Wenn du stecken bleibst, werde ich dich schon heraus-holen.“

„Also geh' du voran“, brummte Joe.

Die beiden Gefährten standen auf dem Damm, holten tief Luft, sprangen ins Wasser und schwammen am Grunde bis zum Fundament des Biberhauses. An der Seite desselben, die dem Ufer zugewandt war, befand sich eine geneigte Fläche, gebildet von Stangen, die aus dem Nahrungsvorrat des Bibern herausgezogen waren. Am Ende dieses schrägen Plabes befand sich im Fundament ein rundes Loch von zwei Fuß Durchmesser. Auf der gegenüberliegenden Seite war eine Öffnung von der gleichen Größe.

Will erreichte das Loch zuerst und zögerte etwas. Er wünschte in diesem Augenblick, daß er ohne zu atmen elf Minuten unter dem Wasser bleiben könnte, wozu der Biber im Höchstfall imstande ist. Da er indessen nur ein Mensch war, mußte er sich mit einer kürzeren Zeit begnügen. Nur noch wenige Sekunden standen ihm zur Verfügung. Ihn durchsuchte der Gedanke, daß der Eingang sich beim Aufsteigen in die Hütte verengen könnte und daß er dann fest-fallen würde. Möglicherweise wäre er ertrunken, bevor er sich befreien konnte. Dann dachte er wieder, Joe würde die Führung übernehmen, wenn er wieder an die Oberfläche des Wassers zurückkehrte, ohne einen Versuch, einzudringen, gemacht zu haben. Und mit einem kräftigen Stoß zwangte er sich fast so schnell wie ein Biber in die Öffnung.

Günstigerweise war die Röhre in ihrer ganzen Länge weit und glatt, und eine Sekunde später tauchte er in einem Raume auf, der fast sieben Fuß Durchmesser hatte. In der Mitte desselben war ein trodener Fußboden aus eingegrabenen Stangen, die sechs Zoll über die Wasseroberfläche emporragten. Nahe bei der Öffnung des Ganges befand sich ein großes, trodenes, warmes Nest, das aus einer Unmenge fein zerkleinert Holzspäne bestand. Auf der gegenüberliegenden Seite erblickte man ein anderes Bett, das aus trockenem Gras und Moos bestand. In einiger Entfernung um das Eingangs- und Ausgangsloch war ein Raum mit tiefem Wasser ausgepart. Mehrere Fuß über dem Boden strömte spärliches Licht und Luft durch schmale Spalten zwischen den Stangen in den Raum.

Will hatte sich gerade aus dem Wasserloch auf den Fußboden geschwungen, als Joes Kopf leuchtend aus dem Tunnel auftauchte. Unglücklicherweise hatte der Besitzer des Hauses, der unerwartet anwesende große Biber, gerade ein Schlächten auf dem Moosbett gehalten. Als Joe mit dem Kopf auftauchte, war das feste Tier im Begriff, auszufahren. Die beiden Köpfe, der des Bibern und der des Jungen, stießen hart aufeinander. Es war schwer zu sagen, wer von beiden am meisten überrascht war.

Joe grunzte wie ein in die Enge getriebenes Schwein, wie Will hinterher bemerkte, während der Biber mit einem lauten Schlag des Schwanzes auf den Boden wie ein Blüherumsauste. Mit einem Stoß seiner mit Schwimmhäuten versehenen Hinterfüße und einer steuernden Bewegung seines flachen, schuppigen Schwanzes war das Tier, das fast vier Fuß Länge hatte, von der Bildfläche verschwunden.

Joe machte, als er sich an den Rand des Fußbodens klammerte, mit seinen aus den Höhlen tretenden Augen einen so unendlich tomschen Eindruck, daß Will vor Lachen fast ins Wasser gefallen wäre.

„Ich heiße Sie herzlich willkommen, Mister Couteau“, gelang es ihm schließlich hervorzustoßen. „Mister Biber mußte eilig fort, weil er eine Verabredung hat, und er hat mir deswegen aufgetragen, für Sie zu sorgen. Darf ich Ihnen vielleicht ein Stückchen Bockbaumholz oder auch ein Stückchen Buchenholz anbieten?“

Joe schwang sich neben Will auf den Boden und atmete heftig, ohne ein Wort hervorbringen zu können. Dann rollte er sich behaglich auf das warme Bett von Moos, das der Biber soeben verlassen hatte. Es strömte einen schwachen, süßen, geradezu angenehmen Moschusduft aus.

„Größter Biber, den ich gesehen habe“, bemerkte er schließlich. „St ein schwarzer Biber. Kommt zuweilen vor, schwarz oder weiß. Sonst aber immer rötlich-braun. Das Fell dieses alten Burschen ist eine ganze Menge Geld wert.“

„Es ist doch eigentlich eine erbärmliche Sache“, bemerkte

Will, „daß wir die Wohnung des Bibern beziehen, ohne zu gleich ihm sein Fell zu nehmen.“

Als ihre Augen sich an das dämmernde Licht gewöhnt hatten, sahen sich die beiden Gefährten den nach oben zugespitzten Raum, den Palast des Biberkönigs, etwas näher an.

„Der Keller steht voll Wasser“, bemerkte Will, „und der Vorhof muß auch entwässert werden. Aber im ganzen ist es doch ein behaglicher, warmer Plak. Wenn es draußen zu kalt wird, wollen wir doch hierher ziehen und bei deinem Freunde wohnen, obgleich ich schon sagen muß, Joe“, fuhr Will feierlich fort, „er scheint nicht gerade entzückt zu sein, dich hier zu sehen. Du mußt seine Gefühle irgendwie ver-lekt haben.“

Joe gab keine Antwort, sondern rieb sich die Beule an seinem Kopf. Darauf verbrachten die beiden eine Zeitlang auf ihren warmen Betten und unterhielten sich über Biber im allgemeinen und besonderen. Joe erzählte Will allerlei Geschichten von diesem klugen Tier, die er von den Trappern gehört hatte. „Früher fand man den Biber überall am Golf von Mexiko bis zur Hudsonbai, mit Ausnahme von Florida, wo er wahrscheinlich von den Alligatoren vertrieben wurde. Es waren die von ihnen errichteten Dämme, mit deren Hilfe sie große Waldgebiete überflutet hatten. Später, als das stehende Wasser die Bäume hatte absterben lassen und durch die zerfallenden Dämme wieder abgelflossen war, setzte sich eine Schlamm-schicht auf dem Boden der ehemaligen Biber-seen ab und verwandelte diese in üppiges Weizenland. In früheren Zeiten, bevor der weiße Mensch in unseren Kon-tinent kam, haben Millionen von Biberseen eine fruchtbare Humusschicht angehäuft und durch das aufgespeicherte Wasser in Trockenzeiten das Abspülen dieses fruchtbaren Bodens verhindert.“

## Die Unglückschuhe des Abulkasim.

Nach dem Arabischen erzählt von Joseph Weiß (Bonn).

In der großen und reichen Stadt Bagdad am Tigris wohnte vor vielen Jahren Abulkasim, genannt „der Zithervielser“. Er besaß ein Paar Schuhe, von dem er sich nicht trennen konnte. Sieben Jahre trug er sie, und so oft eine Stelle schadhaft wurde, setzte er einen Kliden darauf, so daß sie schließlich alle Form verloren und in der ganzen Stadt sprichwörtliche Berühmtheit erlangten.

Eines Tages kam Abulkasim von ungefähr auf den Glasmarkt. Ein Agent, der ihn bemerkte, sprach ihn an: „Höre, Abulkasim! Heute ist ein Kaufmann aus Aleppo mit einer Kamellast von vergoldeten Glasgefäßen hier ein-getroffen, konnte sie aber nicht loswerden. Ich rate dir dringend, sie zu kaufen. Denn ich bin in der Lage, sie schon recht bald vorteilhaft für dich zu verkaufen, und du wirst dann das Doppelte des Einkaufspreises erzielen.“ Der Rat gefiel Abulkasim; er erstand die Gläser um 60 Goldstücke. Sein Weg führte ihn über den Markt der Parfümerie-händler, wo ihm ein anderer Agent entgegentrat. „Höre, Abulkasim!“, hub dieser an, „heute ist hier ein Kaufmann aus Misibis mit herrlich duftendem Rosenwasser angelangt. Du kannst es äußerst billig kaufen, weil der Mann Eile hat, wieder abzureisen. Ich werde es in Kürze für dich wieder verkaufen, und du wirst dabei das Doppelte verdienen.“ Auch dieser Handel dünkte Abulkasim nicht schlecht. Er kaufte also das Rosenwasser gleichfalls für 60 Goldstücke, füllte es in die vergoldeten Glasgefäße und ließ den kostbaren Einkauf in sein Haus bringen, wo er ihn in einem straßenwärts gelegenen Gemach auf einem Gestell sorgfältig unterbrachte.

Trotz des guten Geschäfts, das er gemacht, suchte Abul-kasim nunmehr ein öffentliches Warmbad auf. Während des Badens bemerkte einer seiner Bekannten: „Freund Abul-kasim! Ich dachte, du dürftest dir endlich einmal ein Paar anständige Schuhe zulegen. Du bist durch Allahs Gnade ein vermögender Mann, und da kannst du doch unmöglich mit solch scheußlichen Angetümen an den Füßen herumlaufen.“ — „Eigentlich hast du ganz recht“, erwiderte Abulkasim gut-gelaunt, „ich werde deinen Rat befolgen.“ Als er nachher aus dem Wasser stieg, sah er neben seinem Schuhwerk ein Paar funkelnd neue Schuhe stehen. In dem Glauben, sein Freund habe ihm damit eine Überraschung bereiten wollen, zog er sie an und ging vergnügt nach Hause. Nun gehörten aber diese Schuhe dem Rabi, der ebenfalls an diesem Tage das Warmbad aufgesucht hatte. Als er sich nach dem Bade ankleiden wollte, vermiste er seine Schuhe. Alles Suchen war vergeblich. Da sagte der Rabi zu seinen Freunden: „Der Mann, der meine Schuhe genommen hat, wird die seinigen dafür zurückgelassen haben. Sehen wir einmal zu!“ Gesagt, getan. Ein herrenloses Paar unglaublich zerrissener und ge-klüfter Schuhe zog bald aller Aufmerksamkeit auf sich. „Sieh

da!", erscholl es im Chor, „dies sind ja die Schuhe Abul-  
lakims, des Zitherspielers! Es ist kein Zweifel möglich. Nun  
kennen wir den Dieb.“ Unversichtlich ließ der Rabi das Haus  
des ahnungslosen Abulakim durch seine Diener durchsuchen.  
Sie fanden die Schuhe ihres Herrn und schleppten den zu  
Tode erschreckten Zitherspieler zum Rabi. Angesichts dieses  
Tatbestandes erklärte ihn der Richter für schuldig des Dieb-  
stahls und ließ ihn nicht nur durchprügeln und einperren,  
sondern belegte ihn obendrein noch mit einer schweren  
Geldstrafe.

Nach seiner Entlassung aus dem Gefängnis trug Abul-  
lakim zornentbrannt die unglückseligen Schuhe zum Tigris  
und schlennderte sie mit einem Fluche in den Strom. Kurz  
darauf warf zufällig ein Fischer an derselben Stelle sein  
Netz aus. Als er es wieder in die Höhe zog, fand er zu  
seinem Erstaunen ein Paar Schuhe darin. Er erkannte sie  
auf den ersten Blick als die berühmten Schuhe Abulakims.  
In der Überzeugung, daß Abulakim sich über den Fund  
freuen würde, brachte er sie eilends zum Hause des Zither-  
spielers, fand dieses jedoch verschlossen und den Hausherrn  
anscheinend abwesend. Da ihm die alten Feden einen zweiten  
Gang nicht wert schienen, warf er sie kurz entschlossen durch  
eine Fensterr Luke ins Haus. Unglückslicherweise führte die  
Lufe in das Gemach, worin Abulakim die Glasgefäße mit  
dem Rosenwasser aufgestellt hatte. Die Schuhe flogen mitten  
in die zerbrechlichen Schätze hinein; das Gefäß fiel um,  
flirrend zerbrachen die Gläser, und das kostbare Parfüm  
ergoß sich auf den Boden.

Als Abulakim zurückkehrte und vor dem duftenden  
Scherbenhaufen stand, raffte er sich die Haare, zerklug sich  
das Antlitz und rief weinend: „O, wie arm haben mich diese  
verfluchten Schuhe gemacht!“ Sie auf der Stelle unschädlich  
zu machen, war sein ganzes Sinnen und Trachten. Mittler-  
weile brach die Nacht herein, da schien es ihm das einfachste,  
im Hof ein Loch zu schaufeln und darin die Schuhe zu ver-  
graben. Gleich ging er an die Arbeit. Die Nachbarn, die das  
geheimnisvolle Geräusch hörten, vermochten es nicht anders  
zu deuten, als daß Diebe einen Einbruch versuchten. Sogleich  
benachrichtigten sie den Richter, der eine Wache an Ort und  
Stelle sandte. Die Wächter fanden Abulakim beim Graben,  
nahmen ihn fest und führten ihn vor den Richter. „Wie  
kannst du dich unterstehen“, fuhr der Richter den armen  
Teufel an, „bei deinen Nachbarn nächtlicher Weise die  
Mauer zu durchbrechen?“ Er ließ ihn ins Gefängnis werfen  
und verurteilte ihn zu einer empfindlichen Geldbuße.

Bei seiner Rückkehr aus dem Gefängnis war Abul-  
lakims erste Sorge, sich der unheilvollen Schuhe zu ent-  
ledigen. Er trug sie heimlich in die öffentliche Herberge, wo  
die fremden Karawanen abstiegen, und warf sie dort in die  
Kloake. Aber auch hier sollte die Laufbahn der Unglücks-  
schuhe noch nicht enden. Bald war das Abflußrohr verstopft,  
die Kloake lief über und verbreitete einen höllischen Ge-  
ruch, der den Aufenthalt in der Herberge unerträglich ge-  
staltete. Bei der Untersuchung fand man die Schuhe als die  
Ursache der Verstopfung und erkannte in ihnen natürlich  
sogleich das Eigentum Abulakims. Diesmal mußte er vor  
dem Statthalter erscheinen, der ihn zunächst fürchterlich aus-  
schaltete und ihn schließlich zu einer Geldbuße und zur  
Reinigung der Kloake verurteilte.

Mit den Schuhen in der Hand kam Abulakim heim.  
Unter trübem Betrachtungen über ihre unheilvolle Anhäng-  
lichkeit wusch er sie und stellte sie auf das flache Dach seines  
Hauses. Ein Hund, der sie dort liegen sah, hielt sie für einen  
alten Knochen und schnappte sie sich. Beim Sprung von  
einem Dach zum andern aber entglitt ihm die Beute und  
traf im Fallen einen zufällig unten stehenden Mann, der  
eine schmerzhafteste Kopfverletzung davontrug. Als man das  
corpore beliet näher betrachtete, entpuppte es sich als die  
berühmten Schuhe des Zitherspielers Abulakim. Der Ver-  
letzte verklagte den Beschuß, und der Rabi verurteilte ihn,  
den Schaden zu ersetzen und für alle Bedürfnisse des Ver-  
wundeten während seiner Krankheit aufzukommen. Das  
verschlang den Rest des Vermögens, der dem Besitzer der  
Unglückschuhe noch verblieben war.

Ganz verzweifelt ging Abulakim zum Richter, stellte  
die Schuhe vor ihn hin und sprach: „Ich bitte Eure Gnade,  
eine allen gesetzlichen Anforderungen entsprechende Artunde  
auszustellen, und zwar des Inhalts, daß ich nichts mit diesen  
Schuhen zu tun habe und daß ich für nichts mehr haftbar  
gemacht werden kann, was immer diese Schuhe noch anrichten  
werden.“ Dann erzählte er dem erstaunten Richter haartlein  
alles Unheil, das die Schuhe über ihn gebracht hatten, und  
schilderte ihm mit bewegten Worten seine vergeblichen Ver-  
suche, sich ihrer zu entledigen. Da konnte sich selbst der ge-  
strenge Herr eines Rächelns nicht erwehren; gnädig über-  
reichte er dem braven Zitherspieler, dem seine Schuhe so  
übel mitgespielt hatten, zum Trost ein Geldgeschenk. Glük-  
lich, dem Bann der Schuhe endlich entronnen zu sein, trollte  
sich Abulakim von dannen.

## Die Löwin.

Von Lotte Tiedemann.

Sie hat sich müde gerannt an den eisernen Stäben,  
langsam und schmerzvoll die Unmöglichkeit einer Flucht  
empfindend und liegt nun in innerster Versunkenheit, mit  
weit in die Ferne schweifendem Blick in ihrem Zwinger.  
Sie hat keine klare Vorstellung von ihrem Los, nur dumpf,  
wie ein brennender Schmerz, raßt die Erinnerung an die  
unendliche Weite der Wüste durch ihr Blut, keine klaren  
Bilder ergebend, nur aus dem Drang unerlöster Bewegung  
entspringend. Staunend stehen die Menschen vor dem  
Zwinger und wirken fast weislos gegenüber dem starken  
Königstum des eingeferkerten Tieres.

Aber in alles Dunkel dieses heimwehkranken Lebens  
fällt plötzlich ein Lichtstrahl, der, Freude und Wärme  
bringend, die Löwin Mutter werden läßt. Die bedrückende  
Enge des Zwingers wird beseelt durch die säugenden,  
spielenden Jungen und der Segen der Mutterschaft läßt in  
dem gefangenen Tier seelische Kräfte voll inniger Sorge er-  
wachen. Sein Auge saßt und erschaut in beglückender Wahr-  
nehmung das täppische, kindheitsfellige Walten der Kleinen  
und verliert die tiefe Verschleierung vergrämter Hoffnungs-  
losigkeit, voller Güte auf den durstig säugenden Geschöpfen  
ruhend. Die Geburt im Zwinger läßt die jungen Tiere in  
ahnungsloser Fröhlichkeit mit den abgenagten Knochen  
spielen, und wie große, herrliche Raketen dem Lärm des  
Wärters folgen. Aber irgendein schweremutsvolles Ver-  
mächtis der Mutter wird erwachen in ihrem Blut und ein  
gleicher, brennender Schmerz im verborgenen Grund ihrer  
Seele zehren, im unwiderstehlichen Drang nach erlösender  
Bewegung und befreiender Unendlichkeit gipfelnd. Trotz der  
Selbstverständlichkeit eiserner Stäbe, in deren Umkreis ihr  
Dasein begann, muß eine triebhafte Sehnsucht im Kern ihres  
Wesens mit ihnen wachsen und reifen.

Bald stoßen sie den gleichen erschütternden Schrei der  
Mutter aus und sein menschliches Ohr erlauscht aus der  
dröhnenden Kraft ihrer Stimme, wie viel vererbtes Weh  
mit der Leidenschaft ihres Rufes verhallt.

## Kraut und Rüben.

Von Fritz Müller (Chemnitz).

Der Sperling in der Hand — kommt doch ans Licht der  
Sonnen.  
Biele Köche — sind des Hasen Tod.  
Salz und Brot — macht selten fett.  
Das Ei will klüger sein — als die Taube auf dem Dache.  
Kurzes Haar — währt am längsten.  
Eigner Herd ist — der beste Koch.  
Hunde, die viel bellen — haben kurze Beine.  
Mit dem Hute in der Hand, kommt man — nicht weit  
vom Stamme.  
Wenn dich die bösen Buben loden, so — hast du in der Not.  
Wer einmal lügt — macht noch keinen Sommer.  
Steter Tropfen — macht die Pferde satt.  
Wer andern eine Grube gräbt — verbessert seine Güter.  
Aller Anfang — macht Wangen rot.  
Kleine Mäuse — gehen tausend auf ein Rot.  
Nüßgang ist — der erste Schritt zur Besserung.  
Die Art im Haus — höhlt den Stein.  
Ein blindes Huhn — muß man schmieden, so lange es  
warm ist.  
Neue Beien — verderben den Brei.  
Eine Schwalbe macht — noch kein Kraut fett.  
Blinder Eiler — fällt keine Eiche.  
Der kluge Mann — trümmert sich beiseiten.  
Der Hocker an der Wand — lebt nicht vom Brot allein.  
Wer viel fragt — ist den Taler nicht wert.  
Wer die Wahrheit wollte begraben — besudelt sich.  
Wer seine Schulden bezahlt — dem glaubt man nicht.  
Mit geballter Faust — ist nicht gut Kirichen essen.  
Wer hoch steint — fängt keine Fliege.  
Freunde in der Not — beißen die Hunde.  
Morgenstunde — währt am längsten.  
Wer zuletzt lacht — ist Goldes wert.

## Scherz und Spott

Es kommt darauf an. „Sie kennen den Angeklagten  
während seines ganzen Lebens?“, fragt der Richter dem  
Zeugen. „Nun sagen Sie uns einmal offen, ob Sie ihn für  
fähig halten, das Geld gestohlen zu haben.“ — „Entschuldigen  
Sie“, erwidert der Zeuge, „da möchte ich erst einmal fragen:  
Wie hoch ist der gestohlene Betrag?“